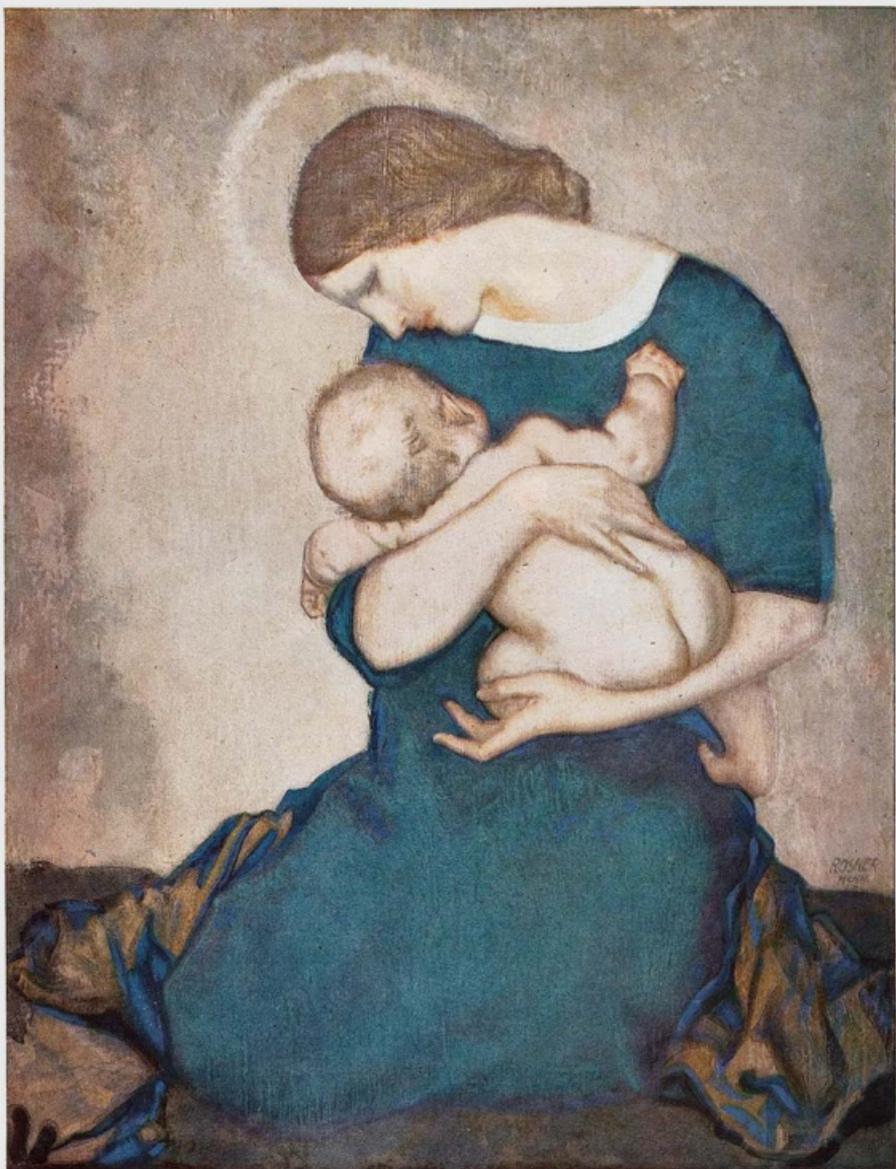


J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 18



Madonna

Ernst Rosner



Bayerische Landschaft

Helmut Becker

Klarer Tag

*Die Welt ist wie ein Bildchen bunt.
Die Welt ist wie geträumt,
auf einem stillen goldenen Grund
mit Weiß und Blau gesäumt.*

*Im grünen Raine schläft ein Kind
und gute Glocken gehn.
Den Bäumen bleibt der lichte Wind
sonst in den Ästen stehn.*

*Die roten Äpfel nicken bloß
und staunen vor sich hin.
Das gelbe Feld hat Brot im Schoß
mit schwarzem Mohn darin.*

*An jedem fernem Wälderrand
sind Engel aufgestellt,
die halten straff mit weißer Hand
das bunte Tuch der Welt.*

Else Rützel

GASTSPIEL DER DESDEMONA

VON MAX BITTRICH

In Schleitens des Geheimnisses lebte ein aus den Rheinlanden nach Dresden verdrängter Mann.

Die Schuljungen, in Epithamen verliebt, hatte diesen wortkargen Fremdling den „Rechnungsrat“ getauft. Ältere Leute nannten ihn auch den Hausier-Culpis, denn der Hausierkasten des Culpis Mohe war auf Etzagen, in Rächen und Cassitäten wohlbekannt.

Wenn Mohe morgens auf einer Bank der Anlagen den trogbarsten Kleinen Laden ordnete, so wußten ihn die schwachen Rechner der nächsten Schulen zu finden. Der Helfer war stets bereit, Hausaufgaben zu prüfen, Ferttümer zu befechtigen. Auch Bierhäuser und Weinstuben hatten ihre Vergnügen an dem Rechenkünstler, dessen Hien mit verzwicktesten, vertauselt weitläufigen Exempeln fertig wurde, ohne sich zu verheddern.

Dabei blieb Mohrs Kunst brotlos. Geld nahm er nur für seine greifbare billige Ware; seine Rechenkunst ließ er durch ein Glas Wein oder Bier vergelten.

So lange ihn seine Bevorderer kannten, und das mochte schon anderthalb Jahrzehnte her sein, hing Mohe bager und lang in vergilbten festen Mantel. Dantbare Mütter schlechter Rechner hatten ihn Hilfe angeboten, ohne über die Absicht hinauszugelangen, wie sich denn auch der Plan eines wohlbekannten Zirkuldirektors geschloß, Mohe als Rechenpänönonen durch die Länder zu führen.

Wie ihn in der Vorstadtgasse besuchte, wunderte sich erst recht über des Sonderlings Verhalten, fand man doch kein Zeichen behaglicher Lebenshaltung eines Menschen, der in Wort und Benehmen frühere bessere Tage verriet. Je eindringlicher man sprach, um so fester umschlang Mohrs Arm die große Kasse, seine Gesellschafterin.

Auch in den Frauenschulen und Mädchenheimen erzählte man sich von dem merkwürdigen Hausierer. Da geschah es denn, daß ein Schwarzamtlischer junger Dinger beschloß, gemeinsam in die Bezirke des Vereinnamten vorzuziehen. Ireuzer und Müßel wollten den Rechnungsrat aufheizen, bis sich seine Sinne erschließen würden, hellereu Jalrvorleser gereizt wären.

An einem sonnigen Septembertage rückte ein halbes Duzend frischer Mädchen unternehmungslustig nach seiner Wohnung aus. Eine enge Gasse, die altersschwache Treppe des bescheidenen Hauses wurden fichernd genommen, auf Höhenzügen die dritte Tür gesucht, hinter der Mohe hausen sollte. Sie war halb geöffnet, und als eines der Fräulein verschleht in die Stube spähte, zeigte sich die nächste Freundin keck genug, der anderen einen Stoß zu verfehen, der Dora unwirschens vor Mohe fliegen ließ.

„Aber Martha!“ rief sie.

Kurzer Schreck der Zurückgebliebenen, dann schnell die Einsicht, zum Beistand verpflichtet zu sein. So drängten sie nach, sahen noch, wie sich der Überfallene erhob, der aus tiefen Augen des schmalen Gesichtes die Eindringlinge prüfte, — nette Gestalten, die, so heftig vor den entscheidenden Augenblick geworfen, von vorbereiteten Worten hiel zu wenig auf den Lippen trugen, als daß sie ein Programm hätten einhalten können.

Allein so verlegen die Besucherinnen verharren, so waren sie doch nicht benommen genug, um blind zu sein vor dem einzigen Wandföhmuck der ärmlichen Stube, einem Gemälde.

Die Augen blieben gefangen vom Bilde eines ansehenden Mädchens oder einer feie jungen Frau, deren besondere Schönheit, an diese großen Wände gebannt, den hereingekommenen Besuchern die Sprache erst recht nahm.

Der Rechnungsrat, wieder bejennen, suchte hastig den Platz gegenüber dem Bilde, so daß die Mädchen dem Gemälde den Rücken kehren mußten.

„Die Damen wünschen von mir?“ fragte Mohe.

„Ach“, machte sich Dora zur Wortführerin, „wie hätten gern gewußt, ob Sie einem Abend unseres Mädchenheims Wert geben möchten.“

Sofort verneinte er kopfschüttelnd. „Bedauere, meine Damen. Sie

haben sehr freundlich an mich gedacht, und hier bei mich rechnete ich Ihnen gern allerhand vor, böte Ihnen Stühle an, die mir jedoch fehlen, wie Sie sich überzeugt haben.“

Stille senkte sich auf die Versammelten. Unschönförmige Gesichter, ein erregt wotterndes männliches Antlitz. Unlust lag hinter der Stirn des Überwachsten; fremde Augen hatte er das Bild fernhalten wollen.

„Entschuldigen Sie, Herr Mohe; wir bedauern, gestört zu haben!“ rief Dora. Gleich darauf polterte sie mit den Fremdnämen die Stühle hinaus, während der Rechnungsrat das Bild betrachtete. „Gott wisse, wann man vor Überfall sicher ist!“

In der nächsten Minute entdeckte er auf seinem Warenkasten ein paar Päckchen mit Früchten des leuchtenden Herbstes. Heimlich verhehete Bescheidene oder Jungen der Vergefälltheit? Wie sollte ihm Klacht werden!

Im zeitigen Frühjahr, der Winterpost hatte ausgepielt, und das Jungvolk der Rechsulen und Mädchenheime verweltete wieder aufmerckamer vor Schaufenstern und Anzeigen von Theater, Varietö und Kino, — im zeitigen Frühjahr packte ein lebhaftes junges Ding auf der Straße die Begleitertinnen rechts und links: „Jetzt blick einmal auf und wundere dich; erkenne ich, wer am Nebenbauge, an der Musikalienhandlung, wie festgenagelt die Auslagen besaunt?“

„Kinder! Der Rechnungsrat! Der Mensch ist ja ganz weg. Was hält ihn? Beobachtet nur sein Gesicht?“

„Ausscheidend ist er völlig in den Zauber eines Bildes versunken. Mit ihm steckt doch ein Herz in ihm, das auch für andere Dinge schlägt als für seine große Kasse.“

Mehrsach trat der Beobachtete einige Schritte vom Schaufenster zurück, hielt ein, näherte sich abermals, betete er nachdenklich langsam schied, mit gekerktem Kopf, wie von Erinnerungen beherrschet, — erschütterter, so durfte man folgern.

Leichten Fußes schoben sich die Jünginnen an seine Stelle.

„Freilich ein Bild! Aber dieses Bild, so schaut doch Das ist —“
— keine andere als die Unbetamte auf Mohes Gemälde. Was ist darunter angekränztigt: Ludmilla Senß, die gefriezte jugendliche Hanburger Copranistin, galstert als Desdemona im Opernhause.“

„Die Senß glüht der Dame beim Rechnungsrat wie ein Ei dem andern. Wie ist dieser Mann in den Besitz gelangt!“

„Ihr seht: Culpis Mohe schwebt in Nüssen durch die Welt.“

„Vielleicht werden sie uns durch die Desdemona gelöst. Auf! Besuchen wir am Sonntag ihr zu Ehren die Oper! Eine der besten Copranistinnen der Gegenwart woid sie in der Presse genannt. Lassen wir uns von ihr singen: Da mein ferlicher Held!“

„Algemacht!“

Ein von Süße und Leidenschaft durchwozter Theaterabend!

Junges, rührendes Vertrauen und Dämonie, stürmische Verehrung, Heubelei und Eiferjucht, Ergebung und Todesahnung. Dochster und Bühne einten alle Elemente zu neuer, zu vollkommener Schöpfung. Dshello und Jago, Cassio und Obedigo, ihre Kunst strahlte, schenkte dem Musikdrama verführerische Leuchtkraft; dennoch war und blieb das Ereignis dieser Stunden auf Jopren die reizende Gemahlin des venezianischen Generals. Wie jubelte ihr Herz neben Dshello, wie verschmolzen beide bis zum Aufste: „Komm, Venus soll uns führen!“ Wie packten die Szenen teuffischer Verstickung, wie nahm das Lied vom ledwollen Mädchen auf der Heide gefangen! Schwur der Unschuld, Schrei nach dem Leben noch in einer Nacht, nach einem letzten Stündchen, nach zwei Minuten: unumverfeßliche Gewalten der Kunst!

Diese Ludmilla Senß, überwiegend aus Verbotsgeheit aufgetaucht, wels' echtes, herbstern Schicksal folgendes Gefühl offenbarten ihrer Desdemona Stimme und liebliches Gesicht! Eindringli, die vollends ihren Gesamtjager der Bühne über das Haus bedeuteten!



Das Erwachen

Alfred de Richemont

In der kaum übersehbaren begehrten, beaufschten Gemeinde, die den Künstlern huldigte, bildete die kleine Gruppe aus dem Mädchenheim eine Welt für sich. Hier lebte, im allgemeinen Anstrich der Gefühle, neben feurigem Dank zugleich der Wunsch, das Verhältnis der unjubilanten Sängerin zu dem auf den Etand geworfenen Manne zu entdecken.

Langsam schob sich die Menge aus dem Theater; Bekannte gingen draußen noch auseinander, suchten gemeinsam den Übergang zur Ruhe. Mancher befreite sich erst in Nachbarstraßen vom ersten Bann, ließ zum wilden Wirbel bewundernder Ausrufe die Arme mitschlagen.

Gleichmaßen schwärmten die Angehörigen des Mädchenheims. „Im Terrassenhotel wohnt die Genß. Laßt sie vor in der Nähe bestaunen, sobald sie eintrifft.“

Sie pflanzten sich an der sahen Hotelhalle auf, erkundigten sich beim Portier, wann die Künstlerin heimkehren werde.

Sofort nach der Aufführung wollte sie sich einfinden. „Großer Erfolg gewesen?“

„Wagenladung von Blumen. Der Bischof ein wahrer Dekan, Einzig!“

„Fräulein Genß wünscht heute keinen Fremden mehr zu sprechen.“

„Aus nächster Nähe bewundern wird man sie dürfen. Wie haben besonderen Grund dazu, glauben Sie uns.“

Schon nach einer Viertelstunde fuhr der Wagen vor, Ludmilla Genß erschien, eilte in die Halle, während Portier und Pagen Blumen, Kränze, sonstige Zeichen der Verehrung nachtrugen.

Sechs junge Mädchen neben anderen Huldigenden drängten nach, riefen im Eher: „Danke! Danke!“ und vernahmten verbindliche Antwort. Verklärt wollten sie noch, als eine unerwartete Erscheinung den Nachglanz der Freude auslöschte: die in solcher Umgebung wie Spuk am nennende abgestämpfte Gestalt Salpig Moders, der geduckt vor die Künstlerin trat, beglückt und besänftigt zugleich wunderliche Laute von sich gab.

„Was fällt Ihnen ein! Wie können Sie sich hier eindrängen!“ fuhr ihn der Hoteldirektor ärgerlich an.

Ergebung und Abwechse in einer Person nahmen das Wort: „Verzeihung! Wenn Fräulein Ludmilla Genß so gnädig sein wollte, mit wenigen Minuten zu schenken —“

Die Künstlerin musterte ihn. „Was wünschen Sie?“
Er streifte die Umgebung. „Könnte ich allein Ihre Gehör finden, ganz kurze Zeit?“

Betroffen suchte Ludmilla Genß die rechte Entscheidung. Wo fand sich ein Erden, in dem sie ohne Anstrengungen das Anliegen des Fremden würde vernehmen können? Die Bedienung verstand ihr Cudsen, sorgte für den geeigneten Platz.

„Nun reden Sie? Sind Sie hilfsbedürftig?“

„Sie meinen Geld damit? Nein.“

„Was also wollen Sie von mir?“

„Für eine Auskunft wäre ich dankbar.“

„Das wäre?“

„Ludmilla Genß — ist das Ihre wirtlicher oder ein Künstlername?“

Sie fühlte in dem schwer atmenden Namen Dual flakern.

„Wie Sie vermuten: Künstlername.“

„Und stammen aus einer kleinen Industriestadt am Rheine?“

„Das nur meine früheste Kindheit gesehen hat.“

„Mohe nichte vor sich hin. Diese Aufklärung und Ihre ausgestellten Bild zeigen mir schon viel. Sie besitzen noch Eltern?“

„Eine Mutter, seit Jahren im Auslande.“

Abnormals nichte er sich Zustimmung zu seinen Vermutungen. Zwanzig Jahre eigene Vergangenheit verstanden. Eine Gestalt wie die heute vor ihm wohnende stieg heraus; die in seinen Bilde festgehaltene junge Frau, das Ebenbild der Ludmilla Genß, unerschütterte ihn, stieß ihn von sich, war doch wieder unvergessliches Heiligum, obwohl sie ihn treulos verlassen, ihn verraten hatte, mit dem Kinde, der damaligen Ludmilla Mohe, für immer ihn entwichen war, einen Verweiserten zurücklassend, ein vergiftetes Dasein, das sich nach ehemaligen Höhenflug kein anderes Ende mehr hatte formen können als stilles, abgeschlossenes Dahindämmern in der Fremde.

„Darf ich fragen, weshalb in meiner Vergangenheit gestört wird? Wer wartet hinter dem Versch? erkundigte sich die Sängerin.“

„Einer, den die Künstlerin heute abend maßlos begeistert hat und



Überfahrt

E. Braun

der zugleich dem Menschen Ludmilla Genß, oder wie die Künstlerin ehemals geheißen, helle Zukunft wünscht.“

„Sie haben heute die Oper besucht?“

„Sie beinahe zwanzig Jahren das einzigmal. Ich danke Ihnen für das Erlebnis, bin stolz, Sie gehört zu haben. Daß mir diese Dämonen jetzt das Wesentlichste über ihr Leben geschenkt hat, ist sehr lieb von ihr. Würde sie mir gar zum Abschied erlauben, ihr die Hand zu drücken?“

Sie reichte ihm die Rechte, während die Gedanken stockten, so benennen war Ludmilla Genß vom unaufgeklärten Hintergrund dieser Begegnung.

Ein rasches: „Vielleicht bringt die Zukunft ein neues Wiedersehen!“ des Fremden, und er war entsetzt.

Ludmilla Genß bedeckte die Augen, sann, grübelte. Was war das? Der Hoteldirektor näherte sich. „Hoffentlich keine allzu üble Belästigung gewesen!“

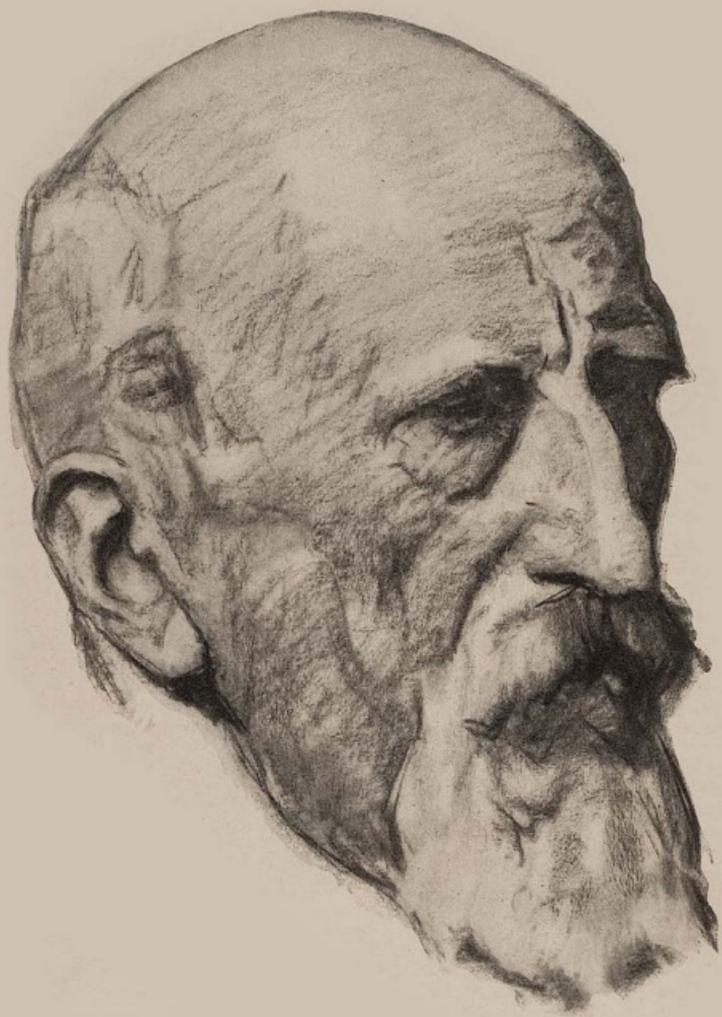
„Merkwürdiges Menschentum, doch von Lebensart.“

„Man hätte Unheil befürchten können, wie er sichtbar erschien und flüchtete.“

Durch die Straßen schlich der Rechengeiz, das Herz von väterlicher Günst und Freude und von Wehmut erfüllt, vom Widerschein unvollständig vernarbter Enttäuschung belagert. Sonne und altes Gewölbe bekämpften sich. Es entluden sich Not und Glück. „Betrogen! Ausgesprochen seit ihrer Klucht! Gift, von dem unser Kind verschont bleiben muß in seiner schlammenden Klucht!“

DER EGOIST

An kurzer Kette läuft der Tor im Kreise,
Stolz, daß ihm niemand vordreht seine Kunden, —
Er acht nicht, daß der Weltenlenker weise
Sein Tetrad mit den andern hat verbunden.



Ernst Liebermann

Der Komponist Karl Pottgießer

Ernst Liebermann-München

Ich arbeite für Prominente

Von Theodor Brum

Wartend stand ich vor dem Schalter des Annoncenbüros, in der Hand den arbeitsigen Zett meines Inserats:

„Schaffststeller sucht erbar 500 Schilling. Diktation zugesichert. Unter Keine Eheberstellung.“

Da fiel mein Blick auf das Blatt meines Vordermannes und ich las mit langgestreckten Augen:

„Intelligenter Sekretär, literarisch begabt und akademisch gebildet, von prominenter Persönlichkeit vorübergehend gesucht. Vorzustellen zwischen 5—6, Hotel Majestic, Zimmer 212.“

Darauf sagte ich dem Schalterbeamten: „Grüß Gott zum Gruß, schön Wetter heute“, worauf meine traurige Dichtung in den Papierkorb und schreit majestätisch davon.

Eine Stunde später besah ich mich im Hotel Majestic. „Ich möchte den Herrn von Zimmer 212 sprechen.“

„Herrn Parson?“

„Ja, Herrn Parson“, erwiderte ich mit pechendem Herzen. Aennevald Parson war es also, der berühmte Meisterbörer, der kürzlich zum Tonfilm übergegangen war. Welch ein Glücksfall! Das bot eine ausgiebige Unterredung.

„Wen kann ich melden?“ fragte der Portier.

„Ich bin sein neuer Sekretär.“

Fünf Minuten später stand ich Herrn Parson gegenüber. „Sie suchen vorübergehend einen Sekretär. Und da ich gerade vorübergehend, wollte ich...“

Herr Parson zog seine Augenbrauen hoch. Zuerst die linke, dann die rechte. Mein Inserat erscheint doch erst morgen. Woher wissen Sie — ?“

„Ja, Sie suchen doch einen intelligenten Sekretär! Wenn man intelligent ist, muß man schon vorher wissen, was am nächsten Tag in der Zeitung stehen wird.“

Wir gesahen einander und kamen ins Gespräch.

„Da, sehen Sie sich das an“, klagte Parson und wies auf einen Berg von Briefen, der Posteinlauf eines einzigen Tages. „Mit den Autogrammbitten und den Heiratannoncen werden meine zwei Sekretärinnen zur Not fertig. Aber die Randfragen von den Zeitungen! Sie wissen doch, wie das ist, wenn man prominent ist. Es gibt nichts, wozu man sich nicht äußern muß: Ob die Damenhüte besser rund oder viereckig sein sollen, ob man der Meinung ist, daß der Krebs heilbar sei, usw., ganz abgesehen von den Fragen persönlicher Natur. Da hat sich schon eine ganze Serie angeammelt, alles eilig, soll schon in der nächsten Sonntagabgabe erscheinen. Ablesen kann man nicht gut und —“ Parson schmitzt ein sorgemüdes Gesicht. „Können Sie diese Arbeit übernehmen?“

Welche Frage! Natürlich konnte ich. Wir wurden über das Honorar handelseins und Parson gab mir den Stoß Handgelds. „Da, sehen Sie sich gleich hin, nebenan haben Sie ein ungeföhertes Zimmer, und erledigen Sie alles, so daß ich mich um nichts zu kümmern brauche.“ Er läutete dem Zimmerkellner. „Servieren Sie diesen Herrn, was er wünscht. Es geht alles auf meine Rechnung.“

Ich setzte mich an meine Arbeit. Das heißt: Ich holte nach, was ich in den letzten drei Jahren an gastronomischen Genüssen versummt hatte. Und vom Sekt nahm ich gleich einen Versuch auf die nächsten drei Jahre. Ich glaube, das war nicht ganz in Ordnung.

Ein wenig erschrocken sah ich mich am nächsten Tag die Durchschläge von den Telegrammen an, die ich an die Zeitungen verschickt hatte:

Frage: Mit was für Gefühlen erinnern Sie sich an Ihren Aufenthalt in Stuttgart?

Antwort: Stuttgart ist eine unerreichte geistige Metropole und macht seiner kulturellen Vergangenheit noch heute alle Ehre. Mit Vergnügen erinnere ich mich daran, daß Urlaub in dieser Stadt einen Tag gewirkt hat. Schlußart wurde dort eingeleitet, Schüler ist von dort geflohen und Hölderlin wurde dort wahnsinnig.

Frage: Welchen Sport halten Sie für den gesündesten?

Antwort: Unbedingt Bridge. Beim Bogen oder Fußballspiel wird der Körper gestählt und darauf trainiert, Verletzungen mühselos zu überstehen. Aber höher als der Körper steht die Ehre. Und die wird bei keinem Sport so trainiert wie beim Bridge. Ich habe Rekordler gesehen, bei denen die furchtbarsten Verletzungen binnen weniger Minuten geheilt waren.

Frage: Sind Sie dafür, daß Kinder schon im vorerschulspflichtigen Alter ein Musikinstrument lernen und wenn ja, welches?

Antwort: Natürlich bin ich dafür und nach meiner Meinung kommt eigentlich nur ein Instrument in Frage, da es das Kind zu einer geraden, aufrechten Haltung zwingt: Bassgeige.

Frage: Wen halten Sie für den interessantesten Mann der Gegenwart?

Antwort: Kaffine Zwerfner. Wo immer ich seinen Namen erwähne, fragen gleich alle: „Wer ist das, um Gottes willen?“ und sie interessieren sich sofort für ihn. Ich habe noch keinen gefunden, der sich für Kaffine Zwerfner nicht interessiert hätte, und, offen gestanden, möchte ich selbst gern wissen, wer das ist.

Frage: Halten Sie es für gut, wenn man möglichst früh heiratet?

Antwort: Ich glaube nicht. Meine besten Erfahrungen habe ich mit Trauungen gemacht, die zwischen 1 und 2 nachmittags stattfanden.

Frage: Wo verbringen Sie am liebsten den Sommer?

Antwort: Im Badetrikot.

Frage: Wo beachtungen Sie heuer die Weihnachtstage zu verbringen?

Antwort: Ich weiß es noch nicht. Entweder in Palm Beach, oder in Nizza oder in Mährisch-Teichau.

Frage: Dürfen wie Sie um einige Begünstigungsworte anlässlich der Eröffnung der neuen Sternwarte in Christiania ersuchen?

Antwort: Die neue Sternwarte, die ich mir schon lange gewünscht habe, freut mich ungemein. Mit großer Befriedigung habe ich aus dem mir überjandten Begleichschreiben die Geschwindigkeit der Lichtjahre zur Kenntnis genommen und hoffe, daß die neue Sternwarte das übrige dazu beitragen wird, um die erfreulichen Beziehungen zwischen den Menschen und den Sternen auszubauen und zu vertiefen.

Frage: Welche Bücher halten Sie für die interessantesten dieses Jahres?

Antwort: Die Drehbücher meiner Filme und mein Scherzbuch.

Frage: Als was wären Sie, wenn Sie nicht Sie wären, am liebsten auf die Welt gekommen? Und warum?

Antwort: Als mein Sohn. Weil mich das interessiert, wie ich das zustande gebracht hätte.



Vignette v. Welden



Holzfüller

Reinhold Koeppel

Frage: Was war die größte Überraschung Ihres Lebens?

Antwort: Als ich den ersten Scheck von meiner Junggesellenschaft erhielt und ich in der Bank erfuhr, daß er wirklich gedeckt war.

Frage: Was täten Sie, wenn Sie das Einkommen Morgans hätten?

Antwort: Ich würde auch falsch jätieren.

Brrr! Mir wurde etwas schwach zumute und ich schlich mich leise die Treppe hinunter.

„Hallo“, sagte der Portier, „hier sind ein paar Telegamme an Herrn Parson, von Sitzungen, glaube ich, und alle sehr eilig. Möchten Sie sie ihm nicht geben?“

„Geben Sie es ihm selber“, erwiderte ich,

denm mir fiel rechtzeitig ein, daß Herr Parson Meisteboger war, bevor er zum Film kam.

Und so bleibt mir nichts anderes übrig, als es wieder zu versuchen. Vielleicht mit folgendem Text: „Intelligenter Schriftsteller, literarisch begabt, akademisch gebildet, sucht eherbar 500 Schilling. Diskretion Ehrenjahre. Keine Sicherstellung. Unter „Wemöglich kein Borer“.

ZWEI ANEKDOTEN

Wie man's macht

Der berühmte Maler v. Schwind half gern begabten und fleißigen Schülern weiter, doch talentlose Stümper fertigte er ironisch ab. So kam einstmals ein Diakon, der einen hohen Rang einnahm, zu ihm und bat, ihn in der Malerei zu unterweisen. Besonders die meisterhafte Bleistiftskizze kannte Schwind's wolle er erlernen. Er möchte ihm zeigen, wie man das mache. Mit erster Miene erwiderte ihm der Künstler: „Nichts einfacher als das. Ich werde es Ihnen in drei Minuten sagen, wie es mir gelingt. Also hören Sie, lieber Herr Baron! Notieren Sie sich's gefälligst! Hier, mein Papier, das ich bei Bullinger an der Residenzstraße kaufe. Des hier sind meine Bleistifte, die ich von Andreas Kraus an der Kaufingerstraße besitze. Von derselben Firma habe ich auch den Radiergummi gekauft. Ich gebrauche ihn jedoch wenig. Desto mehr aber das Federmesser, mit dem ich die Meiststifte spitze. Ich erstand es bei Lech, Dienststraße 10. Alle diese Firmen sind sehr empfehlenswert. Besitze ich nun alle die Sachen und einige gute Gedanken im Kopf, dann setze ich mich hin und zeichne. So, jetzt wissen Sie alles, was ich Ihnen darüber zu sagen habe.“ Und der Baron zog mit langem Gesicht ab.

Der getäuschte Beichtvater

Die Freunde des französischen Komponisten Lully sandten ihm einst, als er schlimm krank darniederlag, einen Beichtvater zu, der für dessen Seelenheil sorgen sollte. Der Priester erklärte jedoch Lully, daß er zuvor seine neue Oper verbrennen müsse, ehe er ihm die Sünden vergeben könne, die er durch das Komponieren so vieler Opern begangen habe. Vergebens suchte Lully den Fanatiker von der Unmännlichkeit des Verlangens zu überzeugen. Dieser beharrte unerbittlich darauf. Endlich entschloß sich der Komponist schweren Herzens zu dem Autodafé, worauf ihm der Beichtvater die Absolution erteilte. Kurz darauf, als sich des Kranken Befinden merklich gebessert hatte, erzählte er die Begebenheit einem Weibmann, seinem Gönner. Dieser machte ihm natürlich schwere Vorwürfe wegen der Opferung der Manuskrpts. „Wie konnten Sie nur dem Unverstand eines unwissenden Pfaffen nachgeben?“ sagte er. „Nur ruhig, lieber Freund!“ erwiderte Lully. „Ich wußte wohl, was ich tat.“ Und ins Ohr flüsterte er dem Überraschten: „Ich habe nämlich noch eine Kopie davon.“

Fritz Hoock:

DAS PLAGIAT

Brufwechfel um einen Witz

Burgthude, 4. Mai 1935.

Herrn

Peter Schnapper,

Trübsträß.

Sehr geehrter Herr!

Sie haben der humoristischen Wochenschrift „Das lachende Huhn“ den Witz: „Mieder machen Leute“, der in Nr. 15 dieses Blattes erschienen ist, verkauft, welcher eine wortwörtliche Abschrift, also Plagiat, meines vor einem halben Jahr im „Homerischen Gelächter“ erschienenen Humortextes darstellt. Als Schadenersatz für Verletzung meiner Urheberrechte fordere ich Sie auf, mir binnen 14 Tagen RM. 30.— (Dreißig Reichsmark) anzuwiesen, widrigenfalls ich genötigt bin, mit Strafanzzeige vorzugehen.

Hochachtungsvoll

Kurt Elster.

Trübsträß, 10. Mai 1935.

Herrn

Kurt Elster,

Burgthude.

Sehr geehrter Herr!

Hierdurch bestätige ich den Empfang Ihrer Zuschrift vom 7. Mai und teile Ihnen mit, daß mir die Zeitschrift „Homerisches Gelächter“ vollkommen fremd ist, so daß ich nie in der Lage sein konnte, den Witz — wie Sie schreiben — zu plagieren. Zur Steuer der Wahrheit muß ich bemerken, daß ich denselben anlässlich eines Gesellschaftsabends bei meiner Schwiegermutter von einem der Gäste gehört habe und in Unkenntnis des Umstandes, daß er bereits veröffentlicht worden ist, dem „Lachenden Huhn“ eingesandt habe; damit wird schon Ihre Behauptung, daß es sich um eine „wortwörtliche“ Wiedergabe handle, ad absurdum geführt, ganz abgesehen davon, daß mir jede Schädigungsabsicht ferne lag. Geringfügig der Einforderung habe ich vollkommen bona fide gehandelt und ich kann doch dafür nicht mit dem zwofachen Betrage „bestraft“ werden, denn mir selbst wurde bloß ein Honorar von RM. 1.50 angetwiesen.

Ich ersuche Sie, mir die Nummer des „Homerischen Gelächters“, in welcher Ihr Scherz erschienen sein soll, zu übermitteln.

Hochachtungsvoll

Peter Schnapper.

Burgthude, 16. Mai 1935.

Herrn

Peter Schnapper,

Trübsträß.

Sehr geehrter Herr!

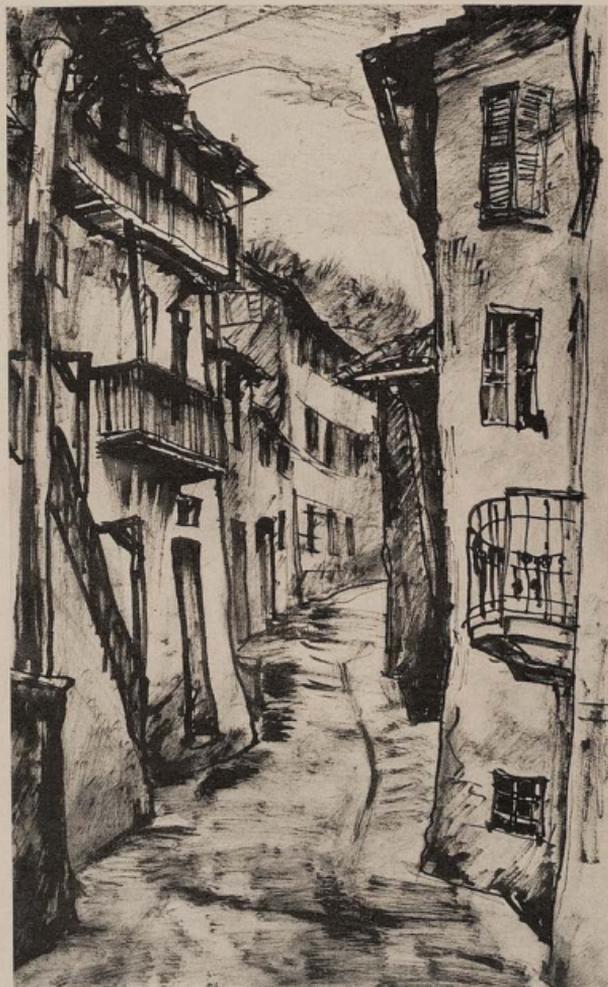
Ihr Schreiben vom 10. Mai habe ich erhalten und finde es unerhört, daß Sie in meine

Behauptung Zweifel setzen und einen Beleg für diese verlangen. Selbstverständlich bin ich auch in der Lage, Ihnen die Nummer des „Homerischen Gelächters“, in welcher mein Humortext: „Mieder machen Leute“ erschienen ist, zur Verfügung zu stellen und übermittele Ihnen dieselbe in der Anlage. Ihre Behauptung, daß Sie den Scherz bei Ihrer Schwiegermutter gehört haben, kann ich nur als einen faulen, längst überholten Schwiegermutter-

Witz auffassen; in dieser Hinsicht verstehe ich keinen Scherz! Im übrigen bemerke ich, daß es vom juristischen Standpunkt ganz gleichgültig ist, ob es sich um ein bewußtes oder unbewußtes Plagiat handelt und ich ersuche Sie nochmals ebenso höflich als dringend um prompte Überweisung des beanpruchten Nachschoneres von RM. 30.—.

Hochachtungsvoll

Kurt Elster.



Italianische Straße

M. Groll



Viermaster

Heinz Kistler

Trübsträll, 1. Juni 1935

Herrn

Kurt Elster,
Burgthude.

Sehr geehrter Herr!

In Besitze Ihres Briefes vom 16. Mai nebst Beleg muß ich vor allen feststellen, daß es sich nicht um eine wortwörtliche Abschrift Ihres Briefes handelt, sondern bestenfalls um eine 50%ige Ähnlichkeit! Abgesehen davon habe ich inwieweit nachgeforscht und erheben, daß die inframinierten Scherz an dem erwähnten Gesellschaftabend bei meiner Schwiegermutter, der Freund des Bruders ihres Neffen väterlicherseits, ein Herr Walter Wähling, erzählt hat. Ich habe mich mit diesem ins Einzelne genommen und konstatierte dieser, daß Sie im „Hornerschen Gelächter“ erscheinender Maß eine 75%ige wertliche Abschrift seines vor Jahresfrist im „Gmeinenden Hutschpferd“ veröffentlichten Scherzes: „Kleider machen Leute“ darstellt. Ich kann nun verstehen, warum Sie so wenig Sinn für Humour besitzen. Namens des Herrn Walter Wähling, der eine Vertretung antreten mußte, fordere ich Sie auf, mir für dessen Rechnung RM. 40.— (Vierzig Reichsmark) binnen 8 Tagen zu überweisen, widrigenfalls ich ermächtigt bin, gegen Sie die Stefananzüge zu erlassen. Den

bezüglichen Beleg des „Gmeinenden Hutschpferdes“ schließe ich bei.

Hochachtend

Peter Schnapper.

Burgthude, 4. Juni 1935.

Herrn

Peter Schnapper,
Trübsträll.

Sehr geehrter Herr!

Ihren zweiten Brief vom 1. d. M. habe ich erhalten und bin von dessen Inhalt auf das Höchste überrascht! Ich habe die Zeitschrift „Das Gmeinende Hutschpferd“ nie gelesen und kann nur betonen, daß es sich um einen eigenen Einfall meinerseits handelt. Sie selbst geben ja namens des Herrn Wähling zu, daß es sich um eine bloß 75%ige Ähnlichkeit handelt und Sie werden ja schon selbst gehört haben, daß gewisse Witze „in der Luft liegen“, daß solche oft zu gleicher Zeit auftauchen, wie es ja schon gelegentlich großer Erfindungen der Fall war; wie erst bei einem Witze, der sich auf eine so bekannte Redensart stützt. Ich selbst habe seinerzeit für den Witz im „Lachenden Huhn“ bloß ein Homöar von RM. 1.— in Aussicht gestellt bekommen — erhalten habe ich es noch immer nicht — und es geht doch nicht gut an,

daß ich bloß es des Umstandes eines gleichzeitigen Einfalles mit dem 40fachen Betrag büßen soll, wo ich doch selbst nur den zofachen verlangt habe. Ich bin auch finanziell nicht in der Lage, ein solches Opfer zu bringen.

In vorzüglicher Hochachtung

Kurt Elster.

Trübsträll, 11. Juni 1935.

Herrn

Kurt Elster,
Burgthude.

Wetter Herr!

In Entgegung Ihrer Zuschrift vom 4. Juni muß ich feststellen, daß Ihre Ausreden schon sehr „lustig“ sind. Ich habe schon etwas von „Lustschloßern“, „Lustgeschäften“ gehört, aber von „Lustweisen“ bisher noch nichts. Wenn Sie in Ihrem Schreiben auf die großen Erfindungen anspielen, will ich nicht annehmen, daß Sie sich für einen „Edison“ oder „Marconi“ der Witzschul halten. Und was Ihre „Einfälle“ betrifft, so verweise ich nur auf die Hummen, die auch schon solche gemacht haben. Hinsichtlich Ihrer Bemerkung aber, daß Sie nur den zofachen Betrag gefordert haben, muß ich erwidern, daß Sie ja gar nicht gerufen haben, welches Homöar ich seinerzeit erhalten habe; wäre daselbe

in der Höhe von bloß 50 Pfennig gewesen, so hätten Sie doch das Gefährde verlangt!!!

Da Sie sich scheinbar der Schadenersatzansprüche des Herrn Walter Wüßling entziehen wollen, gebe ich Ihnen eine letzte Frist bis 24. Juni d. J. Sollte bis zu diesem Tage der Betrag von RM. 40.— (Vierzig Reichsmark) bei mir für vorgenannten Herrn nicht eingegangen sein, werde ich zu meinem Bedauern bemüht, namens des Herrn Walter Wüßling andere Schritte einzuleiten.

Ich hoffe, daß Sie es nicht so weit werden kommen lassen und zeichne

hochachtungsd

Peter Schnapper.

Die Korrespondenz geht weiter ...

Die Zeit wird weiter eskaliert ...

Nach einem halben Jahre überweist Kurt Elster „in Anerkennung der Privatität des Einfallens“ des Herrn Walter Wüßling, zu treuen Händen des Herrn Kurt Schnapper in Trübsitt den ihm inzwischen seitens des „Homerischen Belächters“ zugewonnenen Honorarbetrag von RM. 1.—, womit die Angelegenheit „ritterlich“ bereinigt erscheint.

Splitter

Wo viel Schnitzmesser ist, da ist viel Verleumdung.

Die schwache Kraft der Mutter hat schon manchen schweren Stein gehoben, den der Vater auf den Weg des Sohnes legte.

Der Parvenue schämt sich seiner Eigenart.

In der Zurückweisung einer Auszeichnung liegt meist Selbstüberschätzung.

Der normale Mensch ist der Mensch ohne göttlichen Funken.

Der Wunsch der Frau ist, eine unerwachsene Tochter, der Wunsch des Mannes, einen erwachsenen Sohn zu besitzen.

Wer viel fragt, wird viel belogen.



Wiener Scherenschnittchen

Herr Neeweda geht vor einem Wiener Theater auf und ab.

Es um die zehnte Stunde.

Kommt der Portier heraus, um frische Luft zu schnappen und schaut den Wartenden interessiert an.

„Warten Sie leicht, bis die Vorstellung aus ist?“ fragt er Herrn Neeweda freundlich wohlwollend.

„Ja!“ nickt Herr Neeweda.

„Müsst eigentlich eh schon aus sein!“

„Allerdings“, wiszt Herr Neeweda einen Blick auf die Uhr, „am Zettel steht Ende gegen dreiviertel zehn und jetzt ist's schon viertel elf —“

„Jo — jo —“ meint der Portier, „jo — jo! Jo leicht Ihnen Frau Gemahlin ins Theater?“

„Meine ganze Familie —“ erklärt Herr Neeweda, „— fünf Personen!“

„Was — fünf?“ staunt der Portier. „Ne, dann ist ja Wunder net, daß so lang dauert! Wann's so gut b' sucht is, dann wird do ganz anderst g'spielt, net wahr jo!“

Wiener Kaffeehausdiolog

Herr Rebnitzer liest der Tischgesellschaft einen Zeitungsartikel vor:

„— ein erhabenes Bild stand er, die Lyra in der Hand, vor der andächtig lauschenden Menge ...“

„Was ist das, eine Lyra?“ fragt Frau Degandl.

„Was das ist?“ Herr Rebnitzer macht mit der Rechten eine schwungvolle Bewegung nach links, „— sehen Sie, gnädige Frau, eine Lyra sieht so aus — jo —“ er macht dieselbe Bewegung nach rechts, „— jo —“ Sie verstehen —“

„Jijji!“ — staunt Frau Degandl, „was Sie alles wissen —“

„Kumpfädel“, wiszt Frau Rebnitzer einen stolz zufriedenen Blick auf den Gatten. „Soll er's nicht wissen ... Wo er immer mit Baluten zu tun hat!“

Begründetes Mitleid

„Sie: „Norgen ist mein dritter Hochzeitstag. Da werde ich ein paar Hühner schlachten.““

Er: „Die armen Hühner haben doch keine Schuld!““

Gespräch in den Ferien

Leutnant: „Das sieht ja toll hier aus! Die ganze Landschaft wie verdorrnet! Eagen sie mal, gibts denn bei ihnen hier keinen Regen?“

Bauer: „Regen? Nec. Schon seit fünf Jahren nicht mehr. Wie haben hier alte Frösche, die gar nicht schwimmen gelernt haben.“

Frech

Frau zum Bettler: „Da haben sie einen Pflanz, aber legen sie ihn nicht gleich wieder in Alkohol an!“

Bettler: „J wo, Gnädige, eine Teinkerheilstätte werde ich dafür bauen lassen!“

Ah so

„Sie: „Besten bist du aber wieder mit einem schönen Raufsch nach Hause gekommen!““

Er: „Wieso denn?““

„Sie: „Bestelle dich doch nicht. Mit einem Esch hast du dich gleich ins Bett geworfen!““

Er: „Verzehe, aber dies beweist doch nichts!““

„Sie: „Doch, doch, dort wo du dich hingeworfen hast, war ... gar kein Bett!““

Zu spät

„Wann hast du denn deine Frau kennen gelernt?“

„Ja, leider erst ... nach der Hochzeit!“

Weißbier-
G. Schneider



Brauerei
und Sohn

München

Ältestes Haus Süddeutschlands

Das bekömmliche Frühjahrsgetränk, hergestellt nach altem Brauverfahren mit der gesundheitsfördernden Hefe

HEFE IST LEBEN

Verfand: Aventinstraße 7, München / Telef. 23729

Sorben erschlief:

Michel Vomland
Der Hupfinger Waschl
geht zum
Bauerntheater
Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Verbindung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehme unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Waschl
geht zum
Bauerntheater



Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnsfr. 10



2



3



4



5

Der alte Hut

Eine Bildergeschichte

Von Franziska Bilek



1



6



7

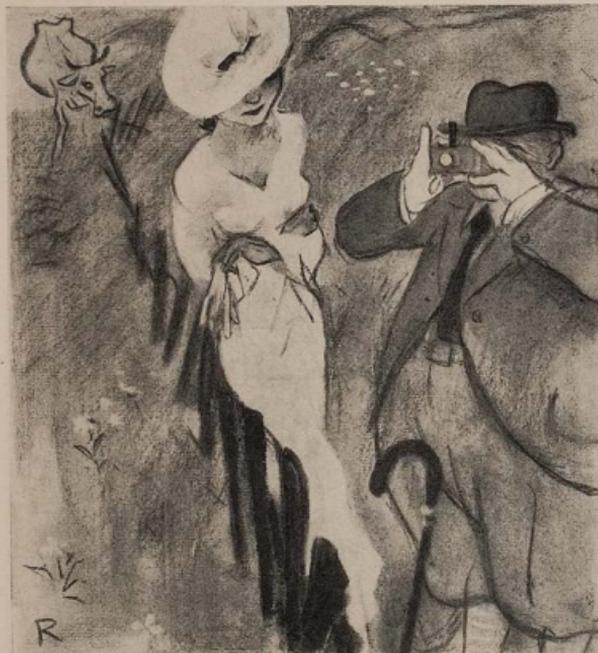


8



9

Rubey



Er: „In der Tat, wer fotografiert, hat mehr vom Leben.“

Sie: „In der Tat —, seit er fotografiert, habe ich nichts mehr vom Leben.“

Abfuhr

Herr: „Wie mag es kommen, daß so selten eine Dame einem Herrn dankt, der ihr in der Straßenbahn seinen Platz überläßt?“

Dame: „Es kommt dabei, daß ihr so selten ein Herr Gelegenheit dazu gibt.“

Hochgefühl

Nach vielen Dienstjahren hatte der Gefängnisdirektor endlich einen Orden erhalten. Stolz darauf, ließ er die Straflinge antreten und hielt folgende Ansprache: „Mit diesem Orden, den ihr auf meiner Brust seht, schmückte mich die Gnade unseres Königs. Aber ich bekenne demütig, daß ich ihn nicht meinen eigenen Verdiensten allein verdanke, sondern unser aller Zusammenarbeit. Es ist mir eine Freude, festzustellen, daß sich, seit ich meinen Posten bestimme, die Zahl der Straflinge von 400 auf fast 700 erhöht hat. Wir können mit Recht stolz darauf sein.“

Familienbericht

Der alte Herr: „Nun wieviel seid ihr denn zu Hause?“

Das kleine Mädchen: „Meine Mutti, mein Papi und mein Opa.“

Der alte Herr: „Und wie alt ist dein Opa schon?“

Das kleine Mädchen: „Das weiß ich nicht. Aber wir haben ihn schon sehr lange.“

Sie hat's erfaßt

Lehrerin (vorlesend): „Dann trat die kühne Amazone dem hehnblühenden Feinde entgegen, und ihr tödlich verworfenen Schlag heraus. (Eich unterbrechend) was bedeutet das, Edith?“

Edith: „Sie steckte ihm die Zunge heraus.“

Schwere Zweifel

„Warum stießt du denn auf einmal so vor dich hin?“

„Nun hab' ich ganz vergessen, sagte meine Frau, ich sollte zwei Glas Bier trinken und um zehn zu Hause sein oder sagte sie, ich sollte zehn Glas Bier trinken und um zwei zu Hause sein?“

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt — was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.

112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.

Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrstraße 10



Dagobert von Mikusch: „Cecil Rhodes“. Der Traum einer Weltherrschaft. (Vorhut-Verlag Otto Schlegel G. m. b. H., Berlin SW 68.)

Am 4. September 1794, also in einer Zeit, die in unserem Gedächtnis mit der französischen Revolution, dem Sturz Robespierres, der „jeunesse dorée“ und ähnlichen Dünzen voll ausgefüllt ist (nicht, wie Mikusch schreibt, „während der napoleonischen Kriege“), landete in der südafrikanischen Simons Bay in aller Stille eine englische Flottille, deren Landungskorps vierzehn Tage später dem Holländern Kapstadt durch Handstreich wegnahm. Das war der Anfang der englischen Kapholonie. Was wissen wir davon? Unsere Geschichtskennntnis ist europäisch orientiert. Dies Buch aber strotzt von Tatsachen, die unser Denken weltpolitisch herumreißen und in neue Richtungen lenken. Die Kapholonie wurde dann durch einen armen, kranklichen Oxford-Studenten namens Cecil Rhodes, der binnen weniger Jahre Herr der südafrikanischen Diamantfelder und des Diamanten-Weltmarktes wurde, zu einem Teil jenes „Tragbalkens“ Kapstadt—Kairo ausgebaut, um den es heute im abessinischen Konflikt zehlt. Wie machte der Engländer das? Wie wurde er mit Buren und Negern, mit Barnato und Ohm Krüger und — am schlimmsten — mit seinen eigenen widerspenstigen Landleuten fertig? Das muß man lesen. Das Buch ist ein politisch-psychologisches Praktikum. Die englische Politik tritt bei Cecil Rhodes als ein Erbe im Blut hervor, und gerade das macht seinen weltpolitischen Weg für uns so faszinierend. Spengler hat Rhodes „den ersten Menschen einer neuen Epoche“ genannt, der den politischen Stil einer fernem abendländisch-germanischen Zukunft darstelle. Wer weiß davon? — So ist dies Buch bis zum Platzen gefüllt mit Inhalt. Zweifellich kann man allerdings, ob in der Form immer die Plastizität, in der Betrachtung die Tiefe, in der Darstellung die Genauigkeit erreicht sind, die dem Gegenstand angemessen wären. Mikusch hat diesmal geschrieben wie für das Publikum eines spannenden Tatsachenromans und hat sich infolgedessen nicht getraut, mit dem Leser allzu ernsthaft umzugehen; seine Darstellung hat zuweilen so wenig Hintergrund wie eine Lesebuchgeschichte für Tertia und manchmal weniger. Mikusch ist der verdienstvolle Übersetzer von T. E. Lawrence's „Aufstand in der Wüste“, man möchte ihn angesichts einer Figur wie seines Negerfürsten Lobenzuela an Lawrence's Faisal erinnern, um anzudeuten, welchen Hintergrund seine Darstellung haben müßte, um vollkommen zu sein.

Dr. H. A. Thies

Wilhelm Busch: „Ist mir mein Leben geträumt?“ Briefe eines Einsiedlers, gesammelt und herausgegeben von Otto Nöldeke. (Gustav Weise-Verlag, Leipzig.)

Schade, daß gerade den besten Schriftstellern ihr Zitat über den Kopf wächst! Mit Wilhelm Busch ist es am schlimmsten ergangen. Ihm, der so gern in die Tiefe tauchte und sich am Grunde des Lebensbrunnens tummelte, wuchsen die Wasserlinsen und Teichbinsen untermas an der Oberfläche zusammen; die wenig- oder nichtssagenden Zweizeiler, die sich mit erschreckender Geschwindigkeit von Gehirn zu Gehirn vermehrten. Ich weiß kein besseres Mittel, diese Wasserpest aufzulösen und dem darunter nach Luft ringenden wirklichen Wilhelm Busch Gelegenheit zum Auf-tauchen zu verschaffen, als allen seinen Lesern diesen Band seiner Briefe in die Hände zu drücken. Ich gestehe, den großen Schriftsteller und glänzenden Formstiller Busch noch mehr in seiner Prosa als in seinen Versen zu finden und zu genießen. Aus der Prosa dann wieder in die Versgeschichten zurückzukehren, ist ein Genuß ganz eigener Art. Sie erschließen sich dann ganz neu, sie atmen, gehen auf. Es ist ein besonderes Verdienst des „Humoristischen Hausschatzes“, den der Verlag Fr. Bassermann, München, vor kurzem in einer buchechnisch hervorragenden und dabei preiswerten Jubiläumsausgabe herausgebracht hat, daß er als Einleitung das schöne Prosastück Wilhelm Busch's „Von mir über mich“ abdruckt. Wer das gelesen hat und die Briefe dazu, der hat den Philosophen Busch verstanden, und er mag nun soviel Versgeschichten aufnehmen, wie er ertaffen kann. Er verzeihe dabei auch nicht das „Neue Wilhelm-Busch-Album“, das der Verlag der Briefe, G. Weise in Leipzig, als unentbehrliche Ergänzung zu dem genannten „Hausschatz“ und den bei Braun &

Schneider erschienenen Werken herausgegeben hat. Dann hat er das Gesamtwerk beisammen. Welch ein Reichtum! Welches Drängen der Erfindung, des Einfalls, der Bewegung! Über diesen Bänden geht einem auf, daß Busch unser erster und noch unübertroffener Trickfilmzeichner war. Zu den versäumten Gelegenheiten der Weltgeschichte gehört zweifellos eine Begegnung zwischen Busch und den Brüdern Skladanowsky. Gabe es heute im Film ein Genie wie Busch, dann könnten sich alle Micky-Mäuse der Welt ins Loch kriechen.

Dr. H. A. T.

Max Barthel: „Das goldene Panzerhemd“. (Verlag „Junge Generation“, Berlin.)

Mit knabenhafter Selbstverständlichkeit schildert der Verfasser das Indemian- und Trapperspiel mehrerer Knaben, welche sich gegenseitig um Heben eines Schatzes, der in einer Ruine vergraben sein soll, hindern durch fast blutige, aber ehrliche Kämpfe. Dieser Krieg, der mit Tannenzapfen, Holzmessern und Holzlanzen ausgefochten wird, verläuft insofern ergebnislos, als sich schließlich eines Tages herausstellt, daß weder ein Schatz, noch ein goldenes Panzerhemd — um das sich die ganze Handlung dreht — vorhanden ist. Trotz dieses äußeren Mißerfolges gelangen die Helden der Geschichte zu einer friedlichen Aussöhnung, welche durch gemeinsames Kaffeetrinken bestreift wird. Bleichgesichter und Rothhäute sind wieder Schulkameraden geworden und die Schulaufgaben werden von nun an nach Schul- und nicht nach Kampfschul gemacht. Wer sich von den Erwachsenen einmal recht in seine Jugendzeit hineinendenken will, um wieder einmal ganz Kind zu sein, nehme dieses Buch zur Hand und es werden vor ihm die Bilder seiner glücklichsten Knabenzeit auftauchen, die ihm selbst so manches große oder kleine Abenteuer eingebracht hat. Der Jugend aber soll gesagt sein, daß dieses Buch nur für weiterfeste deutsche Knaben, welche mutig sind und ein ehrliches Herz und echten Kampfsinn haben, geschrieben ist. Denen wird das Buch eine schöne Erheiterung und eine gute Lehre schenken.

Hiliter-Junge Weiß, 13 Jahre alt.

Philipp der Große

Als König Philipp IV. von Spanien (gest. 1665) das Königreich Portugal, Katalonien und noch einige andere Provinzen verloren hatte, nahm er den Beinamen „der Große“ an. Der Herzog von Medina-Celi meinte daher, als er es zuerst erfuhr:

„Unser Herr ist wie ein Loch, je mehr man davon nimmt, desto größer wird es.“

Teilnahme

Als Friedrich Wilhelm III. nach dem Tode seiner Gemahlin, der Königin Luise, mit einem breiten Trauerflor am Arm eines Tages in Berlin spazierenging, trat plötzlich eine Bürgerfrau auf ihn zu, drückte mit dem Ausdruck der Anteilnahme seine Hand und sagte: „So, ja, Majestät, es ist wirklich schrecklich für Ihnen, er nimmt denn heutzutage einen Witwer mit soviel Kinderchen...!“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 Jährl. RM. 3.—, Jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerel-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160**

DIE FOTOSEITE



Blüten vor der Kamera

Es gab vor gar nicht allzu langer Zeit eine Auffassung, wo es allgemein abgelehnt wurde, eine Darstellung der Gesamtheit von Landschaften im Blütenkleide zu geben, und man sich dafür auf den Ausschnitt, die Einzelblüte, beschränkte. Man sah in der Gesamtwiedergabe das Chaos, vermaß aber die Stimmung. Da uns nun heute die Fotografie dank der panchromatischen Emulsionen gerade auch die Wiedergabe stimmungsmäßiger Elemente gestattet, ist ein Wandel der Auffassung verständlich, indem wir uns nicht mehr spezialisieren, sondern aus dem Vollen schöpfen und alles mit der Kamera einfangen.

Wir müssen nur unter ganz verschiedenen Voraussetzungen an die Motive gehen. Im Falle des Ausschnittes, der Einzelblüte, interessiert die Gestalt, Lichtführung und ein im Ton gegensätzlich zur Blüte aufgefärbter — also meist dunkler — Hintergrund bedingen gute Formwiedergabe. Beim stimmungsmäßigen Bilde kommt es besonders auf die Tonwerte an. Wir werden in den leuchtenden Farben eine Hebung erstreben, die uns mit Gelbfilter gelingt, das in diesem Falle auch mit Vorteil bei panchromatischem Film zur Anwendung kommt. Dadurch erscheinen die Blüten in voller Leuchtkraft und wir bewahren den Eindruck, den wir in der Natur empfanden.

Möglichkeiten zu Einzelstudien von Blüten gibt es eigentlich während des ganzen Jahres. Aber gerade jetzt in den vor uns stehenden Wochen haben solche Aufnahmen einen besonderen Reiz. In ihnen findet die innere Freude über das Wachsen und Werden in der Natur Halt und Ausdruck, und durch zahllose Formgebilde ist ein endloses Schaffen bedingt.

Die Tage, während der uns draußen in der Natur ein Meer von Blüten empfängt, sind zahlenmäßig gering, dafür aber von höchstem Eindruck. Sonnenschein gehört dazu, um reges Leben für unsere Kamera erstehen zu lassen. Er bringt Hell-Dunkel-Gegensätze mit und ruft im Gegenlicht eine feine Luftstimmung hervor, die den Eindruck morgendlicher Frische nur noch verstärkt. Dann zerfließt die Ferne in feinem Dunste, und unser Auge wird beim Betrachten nicht in die Unendlichkeit zahlloser Einzelheiten der Ferne geführt, sondern es kehrt immer wieder zurück zur Hauptsache, zum blühenden Baum.

Bei der Darstellung weiter Blütenlandschaften werden wir Wert legen müssen auf die Einbeziehung strenger Linienelemente. Sens würde alles haltlos zergehen und zu einem unübersichtbaren Gebilde werden. Die Linien erst geben dem Ganzen sein Gerüst.

In Gebirgslandschaften haben wir es leicht. Da steht uns hinreichend die Möglichkeit zu, durch günstige Wahl des Aufnahmestandpunktes eine wirksame Einbeziehung der durch das Gebirge bedingten Linienelemente vorzunehmen. Im Flachlande müssen wir zu anderen Hilfsmitteln greifen. Hier wird ein Weg oder Zaun,

der in die Tiefe des Bildes führt, zum Gerüst des Ganzen, das alles trägt.

Wir dürfen uns also nicht allein vom Eindruck der Gesamtheit zur Aufnahme bringen lassen, sondern wir müssen darüber hinaus einen kritischen Blick für strukturelle Eigenheiten heischen. Wenn wir danach handeln, werden gute Ergebnisse sicher sein und wird auch die früher so verhaßte ganzheitliche Wiedergabe ihren Wert und Sinn haben. — g-t

Das Herapat, ein Polarisationsfilter

Das ist etwas ganz Neues, und zugleich eine für die Fotografie bedeutende Schöpfung der Firma Zeiß in Jena.

Bei Aufnahmen glänzender Gegenstände wirken sich vielfach Spiegelungen und Lichtreflexe äußerst störend aus. Wir brauchen ja nur an die Porträtaufnahme eines Menschen mit Brille zu denken, wo störende Reflexe in den Brillengläsern nur selten zu beseitigen sind.

Mit dem Polarisationsfilter gelingt diese Ausschaltung restlos, andererseits läßt sie sich nach Wunsch auch mehr oder weniger stark schwächen. Das Filter hat die Eigenschaft, das polarisierte Licht unwirksam werden zu lassen, das vom Gegenstand reflektiert wird und das störende Spiegelbild bewirkt. Wir haben uns dabei vorzustellen, daß das reflektierte Licht nur eine Schwingungsebene besitzt, während das direkte Sonnenlicht nach allen Richtungen und Seiten schwingt. Durch diese Eigenschaft ist es uns gegeben, das polarisierte Licht auszuschließen, indem wir ein Gitter einfügen, bei dem der Gitterabstand der Wellenlänge des polarisierten Lichtes entspricht. Ein solches Gitter ist uns in der Natur in der Welt der Kristalle gegeben, wo die Anordnung der Moleküle und Atome im Kristall ein ganz bestimmtes, je nach der Art des Kristalls verschiedenes Gitter bedingen. Für unsere Zwecke kommt der Herapat in Frage, eine Chämin-Jod-Verbindung, die ein Stabgitter liefert und sich synthetisch herstellen läßt.

Ganz zweifellos wird das Polarisationsfilter größte Bedeutung gewinnen. Sowohl für die Porträtfotografie als auch für kunstgewerbliche und reproduktive Arbeiten hat es größten Wert. Nicht unwesentlich ist dabei, daß sein Preis so liegt, daß es auch von Liebhabern erstanden werden kann.



Deutsch-Ost-Afrika

Es kommt alles wieder, wie 's gewesen

Anton Leidl



. . . . es wird alles wieder, wie es war